

UNERFÜLLBARE HOFFNUNGEN

Neue Behandlungsmethoden für Tinnituspatienten beschrieben die Regensburger Mediziner Tobias Kleinjung und Berthold Langguth. (»Wege zur Stille«, Heft 1-2/2011, S. 38)

Reinhard Heise, Göttingen: Der Artikel »Wege zur Stille« von Tobias Kleinjung und Berthold Langguth kann aus der Sicht eines Betroffenen nicht unkommentiert stehen bleiben. Zunächst wird darin der Stand der Forschung zu Tinnitus neutral und richtig wiedergegeben. Doch dann geht es los: Die weit gehend unkommentierte Erwähnung »neuer Therapieansätze« dürfte bei vielen Patienten unerfüllbare Hoffnungen wecken und damit den Leidensdruck erhöhen. Als Betroffener und Leiter einer Selbsthilfegruppe für Tinnitus und Morbus Menière in der Deutschen Tinnitus-Liga (DTL) sowie auch als Vorstandsbeauftragter der DTL für Selbsthilfegruppen werde ich in Beratungsgesprächen immer wieder mit »neuen Therapien« bei chronischem Tinnitus konfrontiert.

Zur transkraniellen Magnetstimulation (TMS) gibt es noch weitere Studien, zum Beispiel aus der Forschungsgruppe von Tobias Moser vom Innenohrlabor der HNO-Universitätsklinik Göttingen, bei denen sogar eine Verschlechterung der Tinnitusbelastung durch einen neu induzierten Ton als TMS-Folge dokumentiert wird. Nicht umsonst hat der wissenschaftliche Beirat der DTL die verschiedenen Studien zur TMS als nicht unbedingt positiv eingestuft.

Auch bei der so genannten Neurostimulation gibt es massive Bedenken – vor allem, weil die Ergebnisse bisher nicht wis-

senschaftlich einwandfrei dokumentiert sind. Der von der Jülicher Arbeitsgruppe um Peter Tass aggressiv beworbene T30CR-Neurostimulator käme nur für eine sehr kleine Gruppe (wenn überhaupt) in Frage. Nach meiner Meinung wird dieses Gerät als Gelddruckmaschine vermarktet.

In den Selbsthilfegruppen laufen jedes Mal die Telefone der Berater und Gruppensprecher heiß, wenn wieder eine neue (oder auch schon bekannte) Sau durchs Dorf getrieben wird, in dem unkommentiert über so genannte Studien berichtet wird. Von einem HNO-Arzt und einem Neurologen erwarte ich eine etwas differenziertere Berichterstattung.

Antwort der Autoren Berthold Langguth und Tobias Kleinjung:

Wir möchten uns für die Zuschrift von Herrn Heise ganz herzlich bedanken, da sie uns die Möglichkeit eröffnet, mögliche Missverständnisse im Zusammenhang mit unserem Artikel auszuräumen. Mit dem Beitrag wollten wir vermitteln, dass die Tinnitusforschung in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte gemacht hat. Die Mechanismen, die der Entstehung von Tinnitus zu Grunde liegen, konnten dank neurowissenschaftlicher Forschung identifiziert werden. Aus diesem detaillierten Verständnis heraus ergeben sich vielfältige neue Therapieansätze. Selbstverständlich müssen diese bezüglich ihrer Verträglichkeit und Wirksamkeit in klinischen Studien getestet werden. Für alle in unserem Artikel genannten Therapieverfahren sind entsprechende Untersuchungen durchgeführt worden und haben viel versprechende Effekte gezeigt.

Wir haben in unserem Artikel aber auch deutlich gemacht, dass weitere Stu-

dien notwendig sein werden, bevor diese neuartigen Therapieansätze dann möglicherweise den Weg in die klinische Routine finden. Genauso lautet die Stellungnahme des wissenschaftlichen Beirats der Deutschen Tinnitus-Liga zur transkraniellen Magnetstimulation, die im Übrigen von uns selbst verfasst und mit verabschiedet wurde. Wir möchten auch erwähnen, dass die von Herrn Heise zitierte Studie von Csaba Poreisz für eine spezifische neuartige Form der TMS eine signifikante kurzzeitige Tinnitusverminderung nach einer einzigen Sitzung zeigte.

Als Ärzte, die tagtäglich mit zum Teil sehr belasteten Tinnituspatienten zu tun haben, halten wir die Entwicklung neuer Therapieansätze für zwingend erforderlich, da die bisher verfügbaren Behandlungsmethoden leider nur sehr begrenzt wirken und im Wesentlichen darauf ausgerichtet sind, eine Gewöhnung an das Ohrgeräusch zu erzielen, um auf diese Weise das Leben mit dem Tinnitus zu erleichtern. Wir erleben in unserer täglichen klinischen Praxis, dass die intensive Forschung über Tinnitus vielen Betroffenen Kraft gibt. Auch wenn sich die neuartigen Therapieverfahren derzeit noch in Entwicklung befinden, so begründen sie doch die Hoffnung darauf, dass in naher Zukunft wesentlich effektivere Therapieverfahren zur Verfügung stehen werden und die Heilung von Tinnitus in greifbare Nähe rückt.

WEIBLICHE EMOTIONEN

Die wichtigsten kognitiven Unterschiede zwischen Mann und Frau erläuterte Claudia Christine Wolf von der Ruhr-Universität Bochum. (»Die Macht der Hormone«, Heft 1-2/2011, S. 14)

Briefe an die Redaktion

... sind willkommen! Schreiben Sie bitte mit Ihrer vollständigen Adresse an:
Gehirn&Geist
Frau Petra Mers
Postfach 10 48 40, 69038 Heidelberg
E-Mail: leserbriefe@gehirn-und-geist.de
Fax: 06221 9126-729
Weitere Leserbriefe finden Sie unter:
www.gehirn-und-geist.de/leserbriefe

Zuletzt erschienen:



1-2/2011



12/2010



11/2010

Nachbestellungen unter:
www.gehirn-und-geist.de
oder telefonisch:
06221 9126-743

Andreas Jaeger, Neukirchen-Vluyn: Claudia Christine Wolf schreibt, dass Frauen in puncto Erkennen von Emotionen die Nase vorn haben. Das stimmt nicht. Lediglich ihre Auswahl an Studien lässt Frauen in einem besseren Licht erscheinen. Der britische Psychologieprofessor Richard Wiseman führte 2005 eine Studie zur so genannten weiblichen Intuition mit 15 000 Teilnehmern durch, die ziemliches Aufsehen erregte: Zum Erstaunen der Probanden, die sich gemäß dem gängigen Klischee vollkommen anders eingeschätzt hatten, schnitten die Männer besser darin ab, ein falsches von einem echten Lächeln zu unterscheiden. Scheinbar erkennen Männer andere Gefühle besser als Frauen. Das mag daran liegen, dass Frauen in den Emotionen Ekel und Niedergeschlagenheit einfach mehr Übung haben. Männer hingegen sind vielleicht eher darauf angewiesen, ein falsches Lächeln erkennen zu können. Immerhin sind sie nach einer Studie der Virginia Commonwealth University in Richmond (USA) auch besser darin, ihre Partnerinnen bei Seitensprüngen zu entlarven.

Antwort der Autorin Claudia Christine Wolf: Sie spielen auf ein interessantes Thema an: die Fähigkeit, Täuschungsmanövern wie einem falschen Lächeln oder gar einem Seitensprung auf die Schliche zu kommen. Tatsächlich gehen Evolutionsforscher davon aus, dass Mann über einen sechsten Sinn für treulose Partnerinnen verfügt. Der Grund: Untreue kann dazu führen, dass er Kraft und Energie in die Nachkommen eines männlichen Konkurrenten steckt. Frau kennt dieses Problem natürlich nicht – schließlich trägt sie ihren Nachwuchs selbst aus. Allerdings muss sie sich gewiefte Täuschungsmanöver einfallen lassen, damit der betrogene Partner sie nicht verlässt und ihrem Nachwuchs weiterhin überlebenswichtige Ressourcen wie Nahrung, Schutz und Unterkunft bietet. Den Kampf der Geschlechter bezeichnen Experten als evolutionäres Wettrüsten. Natürlich handelt es sich hier größtenteils um unbewusste Vorgänge, deren Wurzeln weit in die menschliche Vergangenheit zurückreichen.

Sie haben also vollkommen Recht: Männer erkennen vorgetäuschte Gefühle



NEUEFFER-DESIGN

MENTALE TRENNLINIE

Mann und Frau unterscheiden sich nicht nur in der äußeren Erscheinung, auch ihre geistigen Stärken und Schwächen sind verschieden verteilt.

besser als Frauen. In dem Artikel »Die Macht der Hormone« geht es hingegen um aufrichtige Gefühle – bestimmte menschliche Grundemotionen wie Wut, Ekel, Trauer oder Überraschung. Um Verwirrungen zu vermeiden, ist es in der Geschlechterforschung also wichtig, zwischen ehrlich gemeinten und fingierten Gefühlen zu unterscheiden.

AUS DEM LETZTEN JAHRTAUSEND

Depressionen wirken sich bei Frauen und Männern unterschiedlich aus, berichtete Erica Westly. (»Zwei Gesichter des Leids«, Heft 1-2/2011, S. 20)

Stephan Schlein, Groningen (Niederlande): Im aktuellen und vorherigen Heft fanden sich wieder viele interessante Artikel – Gratulation für die gute Arbeit. Über den Artikel »Zwei Gesichter des Leids« Ihrer US-amerikanischen Kollegin Erica Westly kann ich mich aber nur wundern: Erstens lässt er die Frage offen, wieso bei den beschriebenen Männern überhaupt von Depressionen gesprochen werden soll (und nicht etwa von einer anderen psychischen Erkrankung), wenn sie nicht die anerkannten Diagnosekriterien erfüllen. Zweitens und viel gravierender liegt

der vermittelte Kenntnisstand meines Erachtens weit hinter der klinischen Forschung zurück.

So verkennt die Autorin, dass Antidepressiva keine Wundermittel darstellen, sondern gerade auch in jüngerer Zeit wieder kritischer beurteilt werden – ob bei Mann oder Frau (siehe G&G 3/2010, S. 68). Die US-amerikanischen Psychiater Paul Holtzheimer und Helen Meyberg, weltweit bekannt durch ihre Pionierarbeit auf dem Gebiet der Hirnoperation bei depressiven Patienten, ziehen in einer Überblicksarbeit 2010 ein ernüchterndes Fazit: Die Neurobiologie der *Major Depression* sei größtenteils unbekannt, und die heutigen Behandlungsmethoden seien nicht effektiver als diejenigen vor 50 bis 70 Jahren. Überhaupt scheint Ihrer Kollegin völlig entgangen zu sein, dass Umwelteinflüsse und soziale Faktoren ebenfalls Depressionen auslösen können, was in zahlreichen, auch genetisch angelegten klinischen Studien immer wieder berücksichtigt und bestätigt wurde.

Der Artikel wirkte auf mich jedenfalls so, als stamme er aus dem letzten Jahrtausend. Die G&G-Redaktion weiß es doch eigentlich besser, wie es viele andere Artikel zweifellos beweisen.